

## **Matthew Griffin: Im Versteck**

### **Roman**

### **Aus dem amerikanischen Englisch von Joachim Bartholomae**

#### **Leseprobe**

Wir sind jetzt in der Reha-Klinik, einem Backsteingebäude im billigen Teil der Innenstadt, wo früher die Baumwollplantagen und Spinnereien waren. Den ganzen Tag sitzen bleiche Pfleger vor der Tür und rauchen, wodurch das Ganze noch mehr den Eindruck einer zwielichtigen Entzugsanstalt für obdachlose Junkies hervorruft als ohnehin schon. Frank bekommt seit zwei Wochen Physiotherapie, eher gegen die

Folgen der Bettlägerigkeit als des Schlaganfalls selbst. Es ist schwer, einen Körper wieder in Bewegung zu setzen, wenn er sich erst einmal an die Ruhe gewöhnt hat: Atrophie war das Wort, das der Arzt gebrauchte. Seine Muskeln sind atrophiert.

Natürlich muss Frank es allen, die ihm helfen wollen, so schwer wie möglich machen; so, wie er die Schwestern behandelt, wundere ich mich, dass sie nicht aufgeben und ihn einfach seinem Schicksal überlassen. Man merkt, dass er über den Berg ist, weil er sofort auf Distanz geht, sobald jemand hereinkommt; er behandelt mich, als wäre ich Luft. Die Schwestern setzen ihn auf die Bettkante und stellen die Gehhilfe direkt vor seine Knie. Sie versuchen, ihn auf beiden Seiten an den Ellbogen zu stützen, aber er stößt sie zurück.

«Ich soll doch nur ein paar Schritte gehen», sagt er. «Dazu brauche ich keine Hilfe.»

Er beugt sich vor, nimmt die Griffe des Gestells und verlagert sein gesamtes Gewicht auf die Arme, sodass die vier Aluminiumbeine, die als Teleskopstangen konstruiert sind, um sie in der Höhe verstellen zu können, wackeln und schwanken, als würden sie unter ihm zusammenbrechen.

«Gut», säuseln die Schwestern, «sehr gut.»

«Kaum zu glauben», sagt Frank. «Ein erwachsener Mann hat es geschafft, allein aus dem Bett aufzustehen. Wirklich ein Wunder der modernen Medizin.»

Der Physiotherapeut, auch er ein Mann in mittleren Jahren mit noch festerem und fröhlicherem Glauben an die eigenen Fähigkeiten, stolziert in den Raum.

«Guten Tag, Mr Clifton», sagt er, doch Frank beachtet ihn nicht – überraschenderweise verachtet er die Ärzte noch mehr als ich – und schlurft durch den Raum; die Gummikappen der Gehhilfe quietschen und wetzen über die Kacheln, und er macht dazu ein finsternes Gesicht, das nicht versucht, seine

Abneigung zu verbergen.

«Und jetzt zeigen Sie uns bitte, wie Sie ein Buch aus dem Regal nehmen», sagt die Schwester. Frank streckt die Hand nach der welligen, ungestrichenen Spanplatte aus, die man mit Metallwinkeln an der Wand befestigt hat, nimmt einen der zerfledderten, verstaubten Liebesromane herunter und knallt ihn so heftig in ihre Hand, dass sie ihn fallenlässt.

«Soll ich es jetzt auch noch wieder aufheben?», fragt er.

«Ich glaube, Mr Clifton ist soweit, nach Hause zu gehen», sagt der Therapeut, der sich neben mich gestellt hat.

«Nach Hause?», frage ich. «Wann?»

«Schon morgen, würde ich sagen.»

«Meinen Sie nicht, dass er etwas mehr Zeit braucht? Seine Hände sind noch immer ...»

«Von jetzt an wird er zu Hause schnellere Fortschritte machen, als es hier möglich wäre.»

«Ich glaube, es ist noch zu früh.»

«Ich kann mir vorstellen, dass Sie den Gedanken beunruhigend finden», sagt der Therapeut, «aber er braucht keine aufwendige Unterstützung mehr. Er ist bestimmt in guten ...»

«Deswegen mache ich mir keine Sorgen. Ich glaube nur, dass er selbst noch nicht bereit ist.»

Frank schiebt die Gehhilfe zurück in Richtung Bett.

«Wollen Sie vorher noch auf die Toilette?», fragt eine der Schwestern.

«Wenn ich zur Toilette muss, stehe ich auf und gehe hin», erwidert Frank.

Sie runzelt die Stirn und schaut auf ihr Klemmbrett. «Und wann hatten Sie das letzte Mal Stuhlgang?»

«Kümmern Sie sich um ihren eigenen Dreck.»

Der Therapeut wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

Der rote Backsteinschornstein der Spinnerei draußen vor dem Fenster wirkt so unglaublich hoch und schmal, dass man kaum glauben kann, dass er noch immer steht und nicht schon vor hundert Jahren eingestürzt ist. Man hat mit dunklen Backsteinen das Wort *Konföderation* darauf geschrieben,

einen riesigen Buchstaben über dem anderen. Sie hieß Konföderierte Spinnerei; Frank hat fünfunddreißig Jahre dort gearbeitet. Jetzt stehen die Gebäude leer, und die Steine am oberen Rand des Schornsteins sind abgebrochen und hineingefallen; die Fenster sind schwarz und zerbrochen. Man meint, jeden Moment könnten hinter den Glasscherben ein pomadisiertes Haarschopf und dunkle Augen zum Vorschein kommen.

«Geben Sie mir noch zwei Tage», sage ich.

«Abgemacht», sagt der Therapeut. Er stolziert hinüber zu Frank, sagt, «Gut gemacht!» und hebt die Hand für ein High Five. Frank wirft ihm einen finsternen Blick zu, dreht sich um und legt sich ins Bett.

An der Treppe zur Veranda stütze ich ihn am Ellbogen. Es ist nur eine flache Stufe, aber er muss sich mit einer Hand am Geländer und der anderen an meiner Schulter festhalten, um sich hoch zu hieven; sein Gewicht drückt mich beinahe zu Boden. Sie haben sein Gleichgewicht noch nicht wieder hingekriegt,

er schwankt bei jedem Schritt hin und her. Ich lasse den Ellbogen kurz los, um die Haustür aufzuschließen, und er geht bis zum Ende der Veranda und beugt sich vor, um zu sehen, wie die Kamelien an der Hauswand wachsen; dabei schwankt er wie einer dieser Wolkenkratzer, die entwickelt wurden, um bei Gewitter und Erdbeben nachzugeben und so stark vor und zurück pendeln, dass man glaubt, sie müssten im nächsten Moment einstürzen. Schon vom Zuschauen wird mir ganz anders.

«Mach schon», sage ich, und er schlurft zur Tür, ohne die Füße von den Bodendielen zu heben; dabei hält er sich am Geländer fest. «Nimm doch die Gehhilfe.» Die Schwestern haben sogar Tennisbälle aufgeschlitzt und auf die Füße gesteckt, damit sie leichter über den Boden gleiten, aber er weigert sich, sie zu benutzen.

«Warum haben sie mir nicht einfach einen Stock gegeben?», sagt er. «Mit Stock macht man wenigstens noch einen halbwegs respektablen Eindruck. Mit diesem Metallgestell komme ich mir vor, als würde ich benebelt durch die Flure einer Klapsmühle torkeln.»

«Pass auf, wo du hintrittst.» Er muss sich konzentrieren, um einen Fuß nach dem anderen über die Türschwelle hinwegzuheben.

«Und das Ding ist viel zu niedrig», sagt er. «Um mich festzuhalten muss ich mich so weit runterbeugen, dass ich beinahe hinfalle.»

«Das ist nicht wahr. Das ist nachweislich nicht wahr.»

Er lässt den Türrahmen los. «Ich muss doch nur ein Stück gehen. Und das kann ich nachweislich ganz gut.»

Es ist dunkel und stickig im Bau; über jeder Tür strecken Rehe die Köpfe aus der Wand; über dem Gasofen hängt eine Wachtel im Flug, und hinter der alten Milchkanne, die wir als Schirmständer benutzen, schaut ein Waschbär hervor. Wir haben ganz schön viele Präparate, das stimmt, zu viele auf zu engem Raum, aber Sie würden sich wundern, wie viele Leute einem ein ganz wundervolles Exemplar zum Ausstopfen vorbeibringen und es dann nicht abholen. Die meisten habe ich an andere Leute verkauft, aber ein paar konnte ich einfach nicht loswerden, oder sie waren mir inzwischen ans Herz gewachsen.

Zwischen all den Tieren und den holzgetäfelten Wänden kommt man sich vor, als verstecke man sich auf der Flucht vor den Gesetzeshütern im Wald. Aber Frank klopfte sich auf die Schenkel und ruft, «Na, ist das die Möglichkeit!», als hätte er noch nie so etwas Schönes gesehen, und geht schnurstracks durch den Raum, um sich in seinen Lehnstuhl plumpsen zu lassen. Ich öffne alle Jalousien und lasse das träge Nachmittagslicht hineinsickern, aber die Luft scheint dadurch nur noch schwüler zu werden, es ist, als wäre das Haus komplett in Bernstein eingeschlossen. Frank sieht sich um und seufzt zufrieden.

«Na, ist das die Möglichkeit», sagt er noch einmal, dieses Mal leiser, nur für sich selbst.

Am nächsten Nachmittag kommt er in schmutziger Arbeitshose und der blauen Baseball-Mütze in die Küche, als ich gerade den Teig aus dem Kühlschrank nehme, um uns frischen Stuten zu backen. Er liebt selbstgebackenen Stuten. In der Küche herrscht eine ganz andere Atmosphäre als im Rest des Hauses, sie ist groß und hell und offen, mit weißen Wänden und schwarz-weiß gekacheltem Fußboden; über der Arbeitsfläche ist eine breite Fensterfront, durch die man den Garten überblickt und auch die Vogeltränken sehen kann, die vom Vordach hängen. Er beobachtet gern Vögel und hängt Futterspender an jeden Ast und jede Dachrinne. Besonders mag er die große, aufgeplusterte Vogelaristokratie, blaue Häher und Rotkardinal mit Kamm und majestätischem Gehabe, und daneben auch Goldfinken, warum, habe ich nie verstanden. Ich interessiere mich nicht besonders für Finken.

Ich lasse schon mal das warme Wasser laufen und nehme Zucker und Kartoffelflocken aus dem Schrank, um den Teig zu füttern. Es ist ein wirklich guter Teig, beige und trüb wie der Sumpf, mit vielen verschiedenen Hefesorten. Ich halte ihn schon seit zehn Jahren am Blubbern und habe ihn auch gefüttert, als Frank im Krankenhaus war. Frank steuert so gut es geht in Luftlinie die Hintertür an.

«Was hast du denn vor?», sage ich. Er bleibt stehen, die Hand auf der Türklinke.

«Den Garten in Ordnung bringen.»

«Geh ins Wohnzimmer und setz dich hin. Du kommst gerade aus dem Krankenhaus.»

«Wenn wir uns ranhalten, ist der Kohl soweit, wenn der Frost kommt.»

«Du darfst dich nicht anstrengen. Die Arbeit in der prallen Sonne war der Hauptgrund für den Schlaganfall.»

«Das wurde nie richtig geklärt.»

Er drückt die Klinke. Vor dem Halbdunkel der Küche bei zugezogenen Vorhängen hebt sich die offene Tür als ein gleißend helles Rechteck ab, und während er dort steht, die Hände in die Hüfte gestemmt, und kopfschüttelnd seine Beete betrachtet, verschwimmen die Umrisse seiner Silhouette. Die Beete nehmen die gesamte hintere Hälfte des Gartens ein, lange Reihen von Tomatenstauden, Zuckerschoten, die an ihrem Spalier emporranken, und Kürbisse, die zwischen großen, aufgeblühten Farnen aus ihren Hügelbeeten hervorbrechen. Die Kohlköpfe werden von den Ranken der Wassermelonen erdrosselt; jeden Nachmittag befreit er sie von den hauchdünnen, zu Locken aufgedrehten Fangarmen, und am nächsten Morgen haben

sie sich wieder um die Kohlköpfe geschlungen und versuchen, das Leben aus ihnen herauszuquetschen. Ich weiß nicht, warum er sich so viel Mühe mit den Wassermelonen gibt. Was er erntet, ist nie besonders gut. Meistens sind sie uneben, so als hätten sie Warzen, und ihr Fleisch ist mehlig und trocken. Jetzt ist alles mit Unkraut zugewachsen, hohen braunen Halmen, die die Pflanzstöcke schon überragen.

«Mach die Tür zu», sage ich, «die kühle Luft zieht nach draußen.»

«Sieht aus wie der Urwald in Korea. Ich muss wohl meine Machete holen.»

«Du warst doch gar nicht in Korea.»

«Du hättest was gegen das Unkraut tun sollen», sagt er.

«Du weißt ja, wie ich Gartenarbeit liebe.»

Er macht einen Schritt nach draußen. Ich fasse ihn am Ellbogen. Die faltige Haut ist rau und trocken. «Der Arzt hat gesagt ...»

«Ich streng mich nicht an», sagt er.

«Es ist zu heiß. Ich finde es schon anstrengend, hier einfach nur zu stehen.»

Er befreit seinen Ellbogen. «Du kannst dich ja den ganzen Tag da drin einschließen, wenn du willst», sagt er. «Aber ich muss für unser Essen sorgen.» Damit stapft er in den Garten, durch das kniehohe Gras, und lässt mich in der prallen Sonne in der Tür stehen; ich schwitze jetzt schon.

Ich knalle die Tür zu. Das Wasser aus dem Hahn ist inzwischen so heiß, dass über dem Becken Dampf aufsteigt, und ich muss kaltes dazu mischen, um die richtige Temperatur zu bekommen. Ich öffne die Gardine über dem Waschbecken ein wenig, damit ich sehen kann, wie er schwankend durch den Garten geht und hier und dort etwas Unkraut ausreißt, während ich den Zucker abmesse und in das warme Wasser

rühre, bis es wolkig wird. Der dickköpfigste Mann, den ich kenne. Gerade vierundzwanzig Stunden ist er zu Hause, und er tut alles, um wieder im Krankenhaus zu landen. Es würde ihm ganz recht geschehen, wenn er stürzte und sich die Hüfte bräche. Dann läge er jedenfalls erst einmal flach und könnte nicht herumlaufen und sich Sachen ausdenken, die ihn noch schneller ins Grab bringen.

Anstatt Unkrautvernichter zu sprühen, wie er es sonst tut, beugt er sich hinunter, mit einer Hand auf dem Knie, und reißt das Unkraut büschelweise aus dem Boden. Ich weiß nicht, ob er beweisen will, dass er das kann, oder ob er es nicht schafft, die fünfzehn Meter bis zum Schuppen zu gehen, um die Flitspritze zu holen, oder wenigstens eine Hacke, oder ob der Schlaganfall in dem Teil des Gehirns bleibende Schäden verursacht hat, in dem sein Wissen über Gartenarbeit gespeichert ist. Aber was es auch sein mag, es macht mich so wütend, dass ich die Hintertür noch einmal aufreiße.

«Wenn du da draußen hinfällst, kannst du dir einen anderen suchen, der den Krankenwagen ruft.» Er macht eine wegwerfende Handbewegung, als verscheuchte er eine Mücke.

Die ganze Zeit, die er draußen ist, bleibe ich in der Küche. Ich rühre die Kartoffelflocken ins Wasser, schüttele alles in die Schüssel mit dem Grundteig und stelle sie auf das Fensterbrett, damit der Teig in der Sonne gären kann. Dann setze ich mich auf einen Stuhl und warte.

Eine halbe Stunde später stapft er wieder herein, triefnass, und lässt das Fliegengitter mit lautem Knall hinter sich zufallen, obwohl er weiß, dass ich das hasse. Hinten im Garten liegt ein großer Haufen ausgerissener Gräser und trocknet in der Sonne, aber das Unkraut in den Beeten scheint kaum weniger geworden zu sein, außer vielleicht bei den Tomaten, aber die kleine Stelle fällt kaum ins Gewicht.

Er stellt die Schüssel mit dem Teig in die Spüle, zieht drei blass rote Tomaten aus der Hosentasche und legt sie zum Reifen aufs Fensterbrett. «Ein paar von ihnen haben deine Pflege überlebt», sagt er.

Mit zitternden Händen schenkt er sich ein Glas Wasser ein und fügt zerstoßenes Eis hinzu – die Eismaschine in der Kühlschrankschranktür hört sich an, als würde sie Knochen zermahlen, bevor sie ihre klägliche Ausbeute von sich gibt. Er stürzt es so schnell hinunter, dass ich Angst bekomme, es könnte ihn umbringen. Im Fernsehen habe ich eine Dokumentation über Marathonläufer gesehen, die so viel Salz ausgeschwitzt und so viel Wasser getrunken haben, dass ihr Organismus zusammenbrach und sie auf der Stelle gestorben sind. Sein Gesicht verliert den letzten Rest an Farbe, als würde sie vom Wasser ausgewaschen, und sein Adamsapfel hebt und senkt sich mit jedem Schluck wie ein Kiesel, der von der Flut fortgespült wird.

Ich drücke den Handrücken gegen seine Wange, so, wie man ihn auf eine Tür legen soll, hinter der man ein

Feuer vermutet. Sie ist warm und feucht, und das ist besser als kalt und trocken. Kalt und trocken bedeutet, dass man einen Hitzschlag bekommen hat. Das habe ich in einer der vielen Broschüren gelesen, mit denen mich die lächelnden Ärzte versorgt haben.

Beim Versuch, das Glas abzustellen, verfehlt er den Küchentresen und das Glas zersplittert auf dem Boden; um alles noch schlimmer zu machen beugt er sich vor und fängt an, die Scherben mit bloßen Händen aufzuheben, obwohl man das Glas kaum vom Eis unterscheiden kann. Ich schubse seinen Ellbogen zur Seite, nehme einen Spüllappen aus der Schublade und ziehe den Abfalleimer und einen Stuhl heran. Dann setze ich mich hin und sammle die Splitter ein. Man merkt recht schnell, was Glas ist und was nicht, denn das Eis schmilzt in der Hitze, und das Glas bleibt in der Pfütze zurück. Ich werfe alles zusammen in den Abfall.

Als ich die Kacheln trockengewischt habe, glänzen sie und sind heller als der Rest des Fußbodens. Das ganze Haus müsste mal gründlich gewischt werden.

Er nimmt eine Dose Hühnersuppe mit Nudeln aus dem Schrank. Warum er Suppe zu Mittag essen will, obwohl ihm schon heiß ist, übersteigt meinen Horizont, es ergibt keinen Sinn. Er hat Probleme damit, die Dose zu öffnen, seine Hände zittern zu stark, um das scharfe kleine Rädchen richtig anzusetzen. Er mustert den Dosenöffner, als ob der Fehler bei ihm läge, dreht die Kurbel und überprüft, wie das Zahnrad

langsam die Klinge in Bewegung setzt. Bevor er daran herumbastelt und ich am Ende einen neuen Dosenöffner kaufen kann, nehme ich ihm beides aus der Hand, öffne die Dose, verdünne den Inhalt mit Wasser und stelle den Topf in die Mikrowelle. Schweigend schmiere ich Mayonnaise auf sein Brot, und schweigend sehe ich zu, wie er die letzte Tomate aus dem Korb nimmt, wäscht und in Scheiben zu schneiden versucht. Dabei drückt er sie so stark zusammen, dass Saft und Kerne auf das Schneidebrett herausquellen. Er hat das falsche Messer genommen, aber ich sage kein Wort.

Er geht mit seinem Essen ins Wohnzimmer, um die Polizeinachrichten zu schauen. Ich habe keinen Hunger, aber aus Prinzip trödle ich noch in der Küche herum und wasche geräuschvoll ab, bevor ich hinübergehe, um nachzusehen, ob er aus Salzangel tot umgekippt ist. Das ist er nicht, aber er sitzt so tief über sein Tablett gebeugt da, dass es fast danach aussieht, und trotz der kurzen Entfernung schafft er es kaum, den Löffel mit der Suppe zum Mund zu führen, so sehr zittern seine Hände. Die Suppe tropft auf das Tablett und fließt von dort auf den Fußboden, wo sie eine gelbe Pfütze bildet.

Ich schaue ihn an, dann die Pfütze am Boden. Die Brühe tröpfelt noch immer hinunter.

«Das kann passieren», sagt er und schaut unverwandt auf den Bildschirm. «Hab gedacht, ich esse erst mal in Ruhe zu Ende und mache danach sauber.»

Sie haben die Leiche des kleinen Larry gefunden. Sie lag in einem Müllbeutel neben dem Highway im Straßengraben, mehr als dreihundert Kilometer von seiner Heimatstadt entfernt. Eine klapperdürre Frau

voller Falten und mit riesiger Brille hat ihn gefunden, als ihr Kühler den Geist aufgab und so stark qualmte, dass sie anhalten musste. Als sie ausstieg, um die Kühlerhaube zu öffnen, sah sie im Graben einen feuchten schwarzen Müllbeutel, aus dem oben eine kleine blasse Hand herausschaute.

«Als ich die kleine blasse Hand sah, wusste ich sofort, wem sie gehört», krächzt sie.

Die Presse belagert das Wohnhaus seiner Mama und wartet auf eine Erklärung. Sie wohnt im zweiten Stock, also sind alle Kameras nach oben gerichtet. Nach einiger Zeit öffnet sich ihre Tür und sie steht da, mit nichts am Leib als einem schäbigen Sweatshirt und rosa Satin-Unterwäsche, die vor langer Zeit einmal verführerisch wirken sollte. Sie hat ihr blondes Haar hochgesteckt, aber überall hängen lose Strähnen herunter. Deborah Norris, so heißt sie. Sie wirft mit großen, leeren Augen einen Blick auf die Kameras und schließt die Tür.

Ich werfe ein altes Geschirrhandtuch auf den Fußboden und schiebe es mit dem Fuß hin und her, dann lasse ich es liegen, damit er es aufhebt. Von seinem Stuhl aus fällt ihm das leichter als mir im Stehen. «Willst du den Rest von meinem Sandwich?», fragt er und starrt unverwandt auf den schrumpeligen, glänzenden schwarzen Müllsack zwischen den Beinen des Polizisten. «Die Tomate ist mir zu trocken.»

Ich drehe mich um und gehe aus dem Zimmer.